

Jürgen Ritte

Anrufung des Heiligen Valerius von Hieronymopolis

Valery Larbaud, Kosmopolit, „citoyen des wagons-lits“, „riche amateur“, ist viel gereist. Das elterliche Vermögen, das aus den Quellen von Saint-Yorre bei Vichy sprudelte, machte es möglich. Mit siebzehn, der nach eigenen Aussagen mittelmäßige Schüler war gerade zum Abitur zugelassen worden, schickte ihn die Mutter, Reichtum verpflichtet, samt Vermögensverwalter auf eine erste *grand tour*: Köln, Berlin, Moskau, Charkov, Sevastopol, Konstantinopel (wie es damals noch hieß), dann zurück über Belgrad und Wien. Das war 1898. Später kommen ausgedehnte Reisen und Aufenthalte in Skandinavien, Griechenland, Albanien oder Nordafrika hinzu, und immer wieder England (London vor allem), Spanien und Italien.

Valery Larbaud ist viel gereist, ist früh gereist. Nicht so weit wie diejenigen, die erst nach dem Ersten Weltkrieg aufbrachen und denen er mit den Gedichten und dem Tagebuch seines ironischen Alter Ego *A.O. Barnabooth* (1908/1913) ein literarisches Brevier an die Hand gegeben hat (Paul Morand, Blaise Cendrars, André Gide ...), aber dafür gründlicher: Larbaud schrieb Englisch, Italienisch und Spanisch so fließend wie seine Muttersprache Französisch und las ohne Probleme Griechisch, Latein, Deutsch, Portugiesisch. Und er hat vor allem eine Stadt entdeckt, vermessen und ausgekundschaftet, die *so* noch niemand besichtigt hatte: Hieronymopolis.

Wie so viele Entdeckungen des Weitgereisten und Vielbelesenen – bestenfalls ein Borges könnte ihm in dieser Hinsicht das Wasser reichen – ist auch diese ein Kuriosum. Die Stadt, die kein Kartograph je verzeichnet hat, ist imaginär, ihr Gründervater und Architekt hingegen durchaus konkret. Auf den Namen Hieronymopolis taufte Valery Larbaud das Werk des Kirchenvaters und

Bibelübersetzers Hieronymus. Dabei leistet diese Erfindung zweierlei: als Metapher deutet sie an, daß das Werk des Heiligen Hieronymus sich für Larbaud nicht „nur“ auf die Bibelübersetzung reduzieren läßt, als reine Fiktion kontaminiert sie auch die (reale) Gestalt ihres Gründers: Hätte es den Heiligen Hieronymus (340-420 n.Chr.) nicht gegeben, so hätte Valery Larbaud ihn gewiß erfunden.

Denn – riskieren wir gleich eine zweite Behauptung – vieles, wenn nicht alles in Leben und Werk des Valery Larbaud lief geradezu unausweichlich auf eine Begegnung mit dem Kirchenvater und Bischof zu – Und das Leben des Hieronymus, wie Larbaud es erzählt, wirkt fast schon wie eine weitere, eine dritte Version des Archibald Olsson Barnabooth. Doch der Reihe nach:

Als letzterer im Jahre 1908 mit Gedichten und einer Erzählung, herausgegeben von einem gewissen X.M. Tournier de Zamble, an die Öffentlichkeit tritt, ist er noch ein junger, 1883 (nur zwei Jahre nach Larbaud) geborener Multimilliardär aus Südamerika, der, bereits zynisch wie ein Alter, rastlos die Welt bereist, auf amouröse und ästhetische Abenteuer aus ist, aber nie so lange an einem Ort verweilt, wie der Schneider braucht, um ihm seine Anzüge anzupassen. Weswegen er, ähnlich wie Larbaud selbst auf einer ganzen Reihe von Photographien, immer einigermaßen kurios kostümiert dreinschaut.

Fünf Jahre später erscheinen die revidierten und um ein Tagebuch bereicherten Werke des „riche amateur“, d.h. nur das französische Œuvre, unter der Herausgeberschaft von Larbaud selbst. Der rastlose, polyglotte Weltenbummler ist bedächtiger geworden. Er reist, um zu verweilen, sein – zugegebenermaßen köstlicher – Zynismus ist verschwunden. Ein reicher Dilettant in des Wortes nobelster Bedeutung ist er immer

noch, ein „citoyen des wagons-lits“ nur noch beiläufig.

Larbauds Biographen haben an dieser „Domestizierung“ des A.O. Barnabooth Larbauds eigenen Weg vom „Schöpfer“, vom Künstler, zum „Benediktiner“ (Françoise Lioure) ablesen wollen. In der Tat wendet sich Larbaud nach dem zweiten Barnabooth, ohne seine intensive Reisetätigkeit einzustellen, von der eigentlich schriftstellerischen Arbeit sukzessive ab und der Kritik, der antiquarischen Gelehrsamkeit, der anteilnehmenden Begleitung moderner Autoren und vor allem der Übersetzung immer mehr zu.

Und dann, im Frühjahr 1935, wenige Monate vor dem fatalen Schlaganfall, von dem er sich bis zu seinem Tode im Jahre 1957 nie ganz erholen wird, der die Domäne des vielgereisten Kosmopoliten auf Frankreich beschränkt wird, beginnt er mit der Arbeit an seinem Essay über Hieronymus. Und so, wie Larbaud das Leben des Heiligen hier erzählt, wirkt es wie Fluchtpunkt und Vollendung des A.O. Barnabooth, wie Muster und Modell des V. Larbaud. Dabei respektiert er durchweg – und mehr als mancher andere – die historischen Fakten. Allein die Gewichtung gibt den Ton.

Denn auch Hieronymus ist ein Vielgereister, der, wie Larbaud, wie Barnabooth, seinen Geburtsort flieht. Das von den einschlägigen Lexika angegebene Stridone in Dalmatien kartographiert Larbaud im Ungefähren, um es zum Verschwinden zu bringen – was ihm mit seinem eigenen Geburtsort Vichy und der von dort aus herrschenden tyrannischen und also verhassten Mutter nicht gelungen ist. Danach hält er fest, daß Hieronymus, von seinen christlichen Eltern zum Studium nach Rom geschickt, ein eher mondänes Leben führte, sich mehr für heidnische Autoren wie Cicero und Plato interessierte und dann zum weiteren Studium nach Trier und Aquileia aufbrach, bevor er nach Palästina ging und von dort aus in die Wüste bei Antiochia, um ein Einsiedlerleben zu führen. „Wieviel Sprachen muß er im Laufe seiner Reisen gehört haben?“ fragt, nein: ruft Larbaud.

Hieronymus der Siebensprachige wird sodann von Papst Damasus im Jahre 379

nach Rom berufen, wo er das Amt eines Geheimsekretärs bekleidet. Fünf Jahre später, nach dem Tode von Damasus, geht Hieronymus zurück nach Palästina, nach Bethlechem, gründet dort ein Kloster und eine Schule und macht sich an die von seinem Papst in Auftrag gegebene Übersetzung der Bibel ins Lateinische, an die sogenannte Vulgata.

Weitgereist, polyglott, hochintelligent, über ein immenses Wissen verfügend, ein mondänes Leben hinter sich, eine große übersetzerische, editorische, philologische und vor allem seßhafte Aufgabe vor sich: das könnte schon ein Selbstporträt Larbauds sein, das ist ein Porträt des Heiligen Hieronymus – und das wäre ein ideales Bild des Übersetzers, wie Larbaud es sich vorstellte. Denn alles literarische Tun, so die Lehre des Propheten Valerius, ist letztlich eine Form von Übersetzung.

„Auf den ersten Blick“, schreibt Valery Larbaud dann einleitend zu seinem elf Jahre später, 1946, erschienenen Buch (und Reiseführer) *Sous l'invocation de Saint Jérôme*, „wirkt die Idee, einen Essay mit dem Titel 'Über die herausragende Würde des Übersetzers in der Gelehrtenrepublik' zu schreiben, sehr verführerisch“. Stelle man es nämlich geschickt an, so Larbaud weiter, dann könne man ohne Schwierigkeiten in den Bahnen von Bossuets (1627-1704, auch er ein Bischof) berühmter Predigt über die herausragende Würde der Armen in der Kirche argumentieren: Wie diese werde der Übersetzer stets übersehen, hocke er in der letzten Reihe und lebe von Almosen. Sein Leben sei Dienst, nichts als Dienst, und für sich selbst verlange er nichts.

Dabei vereinige er in seiner Person die größten Tugenden, Tugenden, von denen die eine oder andere selbst bei den bedeutendsten Geistern vergeblich zu suchen wäre, nicht aber bei ihm, dem Übersetzer: Selbstverleugnung, Geduld, Barmherzigkeit gar, größte Aufrichtigkeit, Klugheit, Raffinement, Wissen sowie ein reiches, immer verfügbares Gedächtnis. Kurz: in der Gestalt des Übersetzers, gelobt seien sein Name und seine Person, manifestierten sich, strahlend und bescheiden zugleich, die Mächte der geistigen Welt in der Welt des Erfahrbaren.

So hätte in der Tat, für die Gebildeten unter ihren Verächtern, eine Theologie des Übersetzens, und, für die weniger Bedarften, ein Heiligenbildchen des Übersetzers aussehen können. Aber nicht darum ging es Larbaud, der einem Stoßgebet durchaus nicht abgeneigt war. Er, der sich seit frühester Jugend als Übersetzer versucht hatte, verstand die konkrete *Arbeit* des Übersetzens zwar in einem sehr sprachkritischen, philologischen und dem Original dienenden Sinn, die *Rolle* des Übersetzers aber sah er nicht als die eines Dieners, sondern als die eines Motors, *des Motors*, des „Bewegers“ der Literaturgeschichte schlechthin.

Oder anders gewendet: alle Literaturgeschichte ist, Larbaud zufolge, Übersetzungsgeschichte, und, noch einen Schritt weiter, alle Literatur ist Übersetzung. Ein solcher Gedanke muß Valery Larbaud schon vorge-schwebt haben, als er die Gedichte, das Tagebuch und die kurze Erzählung („Der arme Hemdenmacher“) des A.O. Barnabooth als dessen *französisches* Werk vorstellte: das *Ceuvre* seines südamerikanischen Milliardärs, dessen Familiengeschichte bis nach Finnland zurückreicht, wäre mithin originale Schöpfung und Übersetzung zugleich.

Das klingt nun freilich sehr spekulativ, doch bietet Valery Larbaud auch eine höchst konkrete Auslegung dieses Gedankens: Bereits am 15. September 1922 hatte er in der *Revue de France* ein Arbeitsprogramm vorgestellt, das man als Beschäftigungsmaßnahme für mehrere Generationen von Literaturwissenschaftlern ansehen kann. Larbaud schlägt darin vor, einen bibliographischen Leitfaden zu erstellen, der gleichzeitig die Geschichte der intellektuellen Beziehungen zwischen England und Frankreich nachzeichnen müßte. Die Bibliographie sollte alle Publikationen umfassen – Übersetzungen, Abhandlungen, wissenschaftliche Werke –, die aus dem Kontakt zwischen beiden Ländern hervorgegangen sind.

Dabei schlägt Larbaud drei Abteilungen vor: 1) Bücher des „unmittelbaren Kontakts“, etwa die Schriften Voltaires, die sich direkt dem Einfluß der englischen Philosophie verdanken. 2) Bücher des „mittelbaren Kontakts“. Hier wären die Übersetzungen aufzuführen, etwa die englische Montaigne-Übersetzung durch Florio, die seinerzeit in

England das meistgelesene ausländische Buch nach der Bibel war. 3) Bücher, die sich allgemein als Mittlerwerke rubrizieren lassen (französische Autoren über englische Schriftsteller und umgekehrt).

Das mag alles recht hölzern und akademisch klingen, enthält aber erstmals Überlegungen, wie sie heutigentags in Studiengängen zu „Kulturtransfer“ oder „Interkulturalität“ zum Tragen kommen. Geradezu „en passant“ sprengt Valery Larbaud das Konzept „Nationalliteratur“ und stößt damit vor zu seinem eigentlichen Projekt: Ihm ist es, mit seinen Worten, um eine „Biographie der literarischen Werke“ zu tun.

Eine solche Biographie aber legt zwangsläufig, denkt man Larbauds Plan konsequent zu Ende, Wurzeln des *einen* Werks in allen möglichen anderen Werken, Literaturen und vor allem: Sprachen frei. Die Werke sind polyglotten Ursprungs (und wohl deshalb verteidigte Valery Larbaud den behutsamen Gebrauch von Anglizismen, die ihrerseits noch etwas vom ursprünglich lateinischen Klang bewahrten. Wohl deshalb auch setzte er seine eigene Arbeit einem polyphonen Arrangement aus: Er fuhr ins spanische Alicante oder ins italienische Florenz, um Butler oder Walter Savage Landor aus dem Englischen ins Französische zu übersetzen), d.h. jedes Werk entsteht aus Übersetzungen im engeren wie im weiteren Sinne, ist schließlich selbst eine Art Übersetzung – und muß doch letztlich aus einem ersten Werk, aus einer ersten Übersetzung hervorgehen.

Womit wir wieder bei Hieronymus wären und seiner Bibelübersetzung. Hier angelangt, rollt Larbaud den Faden nicht mehr von hinten auf, sondern er skizziert die Entwicklung von ihrem Anfang her. Larbaud bewundert die sprachliche und intellektuelle Leistung des Bibelübersetzers, -herausgebers und -exegeten Hieronymus. Mehr noch aber bewundert er die Wirkung dieses Unternehmens: Hieronymus' lateinische Bibel hat in alle modernen Sprachen und Literaturen hineingewirkt, hat diese, über unzählige weitere Übersetzungen, geprägt und gestaltet.

Und so wacht der Heilige Hieronymus über die Vielheit der Sprachen, die seine Jünger, die Übersetzer, immer wieder zu der einen Sprache zusammenführen, der Literatur.